

Hermann Theissen  
**Familismus**

*Hillary und Bill Clinton, Néstor und Christina Fernández de Kirchner: Sie sind Beispiele dafür, dass sich aus Ehen auch politisches Kapital schlagen lässt. Mit den jüngsten Inszenierungen des Privaten in Frankreich scheint dieses Phänomen auch Europa zu erreichen. Deshalb gilt es zu fragen: Was macht dieses Modell so attraktiv?*

Dass Saudi-Arabien wie ein Familienunternehmen geführt wird, wo die Provinzen von den Prinzen regiert werden und wo auch sonst nur zu Macht und Einfluss kommt, wer königliches Blut in seinen Adern hat, bestärkt uns in der Annahme kultureller Überlegenheit. Auch dass in Syrien Assad junior auf Assad senior folgte und in Nordkorea Kim Jong Il seinen Vater Kim Il Sung beerbte, hat niemanden verwundert. So ist das eben in Diktaturen. Dynastische Strukturen, Patronage und Vetternwirtschaft gehören in vielen Teilen der Welt zum Alltag. Hier setzt sich fort, was in vorindustriellen Zeiten auch in Europa gang und gäbe war. Doch im Zuge von Industrialisierung, Modernisierung und Demokratisierung wurde das Politische vom Privaten getrennt, die Liebe zum alleinigen Motiv der Partnerbindung erklärt und die Familie verstanden als emotional aufgeladene Gegenwelt und als Rückzugsort von den Zumutungen der Politik und der kapitalistischen Außenwelt. In ihnen sollte der Markt für die Verteilung der Güter und der Wähler für die der Macht sorgen. Der eine sollte die Optimierung von Produktion und Volkswirtschaft garantieren, der andere dafür sorgen, dass wir von den Besten regiert werden. Die Geschichte hielt zwar nicht, was das Modell versprach, aber für Dynastien, Clans oder Paternalismus schien im »aufgeklärten« Teil der Welt kein Platz mehr zu sein, deren Existenz verwies viel-



**Hermann Theissen**

(\* 1954) ist Feature Redakteur beim Deutschlandfunk. Er drehte Filme und schreibt für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften.

hermann.theissen@radio.de

mehr auf vormoderne und vordemokratische Zustände. Wie in Saudi-Arabien, Syrien, Nordkorea, Libyen oder Kuba eben. Oder in den USA?

Sollte dort Hillary Clinton George W. Bush ablösen, dann würde die größte Demokratie der Welt 24 Jahre lang von nur zwei Familien regiert werden. In vormodernen Entwicklungsdiktaturen kommt die Macht aus den Gewehrläufen, in den USA basiert sie auf großem Vermögen. Eine Chance nach ganz oben zu kommen hat hier wie da nur, wer dem richtigen Clan oder der richtigen Einkommensklasse angehört und es versteht, sich im Machtkartell zu etablieren. Das Rekrutierungsfeld der politischen Eliten ist in den USA so klein und übersichtlich, dass es nicht verwundert, dass sich immer wieder Politikerdynastien etablieren konnten.

Das Projekt der Clintons unterscheidet sich jedoch wesentlich von den paternalistischen Strategien älterer us-amerikanischer Dynastien. Während jene Familie und Verwandtschaft nach traditionellen

Mustern funktionalisierten, präsentierte sich das ehrgeizige Paar aus Arkansas als modern, liberal, ja als Prototyp partnerschaftlicher und geschlechtlicher Gleichberechtigung.

Als John F. Kennedy 1961 Präsident wurde, hatte das sein Vater langfristig, systematisch und mit viel Geld vorbereitet. Der junge Präsident folgte der dynastischen Strategie, machte einen seiner Brüder zum Justizminister und wichtigsten Berater, ein anderer stützte die Familienmacht als Senator im Kongress. Die Frauen der Kennedys erfüllten das Rollenmuster der traditionellen Ehefrau. Sie machten gute Miene zu den Machtspielen ihrer Männer, verstanden es zu repräsentieren, erweckten aber nie den Eindruck, dass eine eigene Karriere für sie auch nur in Frage käme. Ähnlich systematisch und über Generationen vorbereitet war die Herrschaft des Bush-Clans. Die Vorfahren der beiden Präsidenten hatten ihr Geld im Bankgeschäft und im Dickicht des militärisch-industriellen Komplexes gemacht. George

Bush senior profitierte dann auch noch vom Ölboom in Texas und hatte damit alles, was Voraussetzung für eine politische Karriere in den USA ist: Unermesslichen Reichtum und die Zugehörigkeit zu den politischen und ökonomischen Seilschaften. Beides setzte er nicht nur für die eigene Karriere ein, er sorgte auch dafür, dass sein Sohn Jeb es bis zum Gouverneur von Florida brachte und dass aus dem einstigen Trunkenbold George W. der amtierende amerikanische Präsident wurde.

### **Ehe mit Projektcharakter**

Bei den Clintons war das anders. Ihr Weg nach ganz oben wurde nicht von den Eltern finanziert und vorbereitet, sondern war das Ergebnis gemeinsamer Absprache und gemeinsamer Arbeit. Ihre Ehe hatte Projektcharakter und das ehrgeizige Projekt hieß zunächst »Einzug ins Weiße Haus« und wurde schließlich um das Ziel »acht Jahre Präsidentschaft für ihn, dann

acht Jahre Präsidentschaft für sie« ergänzt. Hillary Clinton spielte nur dann die Frau an seiner Seite, wenn die PR-Berater das für unerlässlich erklärten. Ansonsten pochte sie auf Gleichberechtigung, machte klar, dass sie die Richtlinien der Politik mitbestimmte und dass auch sie befähigt sei, das Land zu führen. Als sie dann immer häufiger und nicht ohne Grund als ehrgeizige und intrigante Lady Macbeth beschrieben wurde, ließ sie sich im November 2000 als Senatorin für New York in den Kongress wählen und bereitete von dort aus mit eigener politischer Legitimation und mit Unterstützung des Ex-Präsidenten ihre Kandidatur vor. Sie profitiert dabei von der Bekanntheit, zu der sie es als Präsidentengattin gebracht hat, sie mobilisiert die Netzwerke und Verpflichtungen, die sie im Laufe der gemeinsamen Karriere und vor allem während der Präsidentschaft hatte knüpfen können und sie finanziert das unter anderem mit dem Geld, das das Paar mit der Vermarktung der Präsidentschaft gemacht hat.

Im Fall Clinton haben sich eine Powerfrau und ein Alphamann ganz offen und öffentlich verbündet, um mit wechselnder Rollenverteilung und im Team Karriere zu machen. Das Projekt der Clintons ist auch eine Antwort auf Veränderungen von Gesellschaft, Familie und Geschlechterrollen. In der Geschichte haben sich immer wieder Familienformen durchgesetzt, die den externen Anforderungen in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat am ehesten entsprechen. Warum also eine Ehe, die, wenn es gut geht, sich durch gemeinsame Interessen und Ziele, große Vertrautheit, Verschwiegenheit und Solidarität auszeichnet, nicht zum politischen Projekt machen, zumal in einem Land, in dem die Parteien ihren Mitgliedern kaum Partizipationschancen eröffnen? Ehen und Familien seien Keimzellen von Staat und Gesellschaft, heißt es. Die Clintons haben das beim Wort genommen und ihr Modell hat Nachahmer gefunden.

### Die Nachahmer

In Argentinien zum Beispiel. Dort hieß von Mai 2003 bis zum Dezember 2007 der Präsident Néstor Kirchner. Der Peronist hatte sich nach dem Militärputsch im Jahre 1976 mit seiner Gattin Christina Fernández de Kirchner ins entlegene Patagonien zurückgezogen. Auch ihr Weg in die Politik war ein verabredetes Projekt. Sie zog als Abgeordnete ins Landesparlament ein und vertrat die mächtige Provinz Buenos Aires im Senat. Er war Gouverneur bevor er zum Präsidenten gewählt wurde. Die Kirchners brachten ihren gemeinsamen Clan von Beratern und Beamten mit in die Hauptstadt und machten ihn zur Machtzentrale. Politisch liegt das Paar auf einer Linie und macht kein Geheimnis daraus, dass sie das Ergebnis innerfamiliärer Verständigung ist. Nestor Kirchners Umfragewerte waren besser als die seiner Frau, dennoch verkündete das Paar im vergangenen Jahr, dass nicht er im Oktober zur Wiederwahl antreten, sondern sie kandidieren werde. Sie triumphierte und errang 45 Prozent der Stimmen, er trat zwar in die zweite Reihe zurück, bleibt aber als wichtigster Berater der Präsidentin und demnächst wohl auch als Parteiführer auf der politischen Bühne präsent. In vier Jahren können sie dann überlegen, wer zur Präsidentenwahl antritt. Zwar begrenzt auch in Argentinien die Verfassung die Amtszeit des Präsidenten auf acht Jahre, aber mit ihren Rochaden könnten es die Kirchners auf stattliche 16 Jahre bringen.

In Europa schienen solche politischen Familienprojekte lange undenkbar. In der Bundesrepublik legte Franz Josef Strauß den Grundstein für die Bildung einer Dynastie. Doch die Kinder beherrschten seine Politik der kalkulierten Illegalität nicht und scheiterten schmachvoll. Die Ceauscus regierten wie eine Königsfamilie, aber das brachte ihnen Verachtung und schließlich die Hinrichtung vor laufenden Kameras ein. Slobodan Milosevic und Gattin Mira

Markovic wurden als Reinkarnation von König und Königin Ubu verhöhnt und auch die Doppelherrschaft der Kaczynski-Zwillinge in Polen blieb eine Episode. Doch dann kamen die französischen Präsidentschaftswahlen.

Es traten an: Ségolène Royal und François Hollande auf Seiten der Sozialisten, Monsieur und Madame Sarkozy als Vertreter der Neogaullisten. Zwei Paare im Kampf um die Macht. Der Sozialistenchef und die Kandidatin waren fast 30 Jahre ein Paar, haben vier Kinder und mit- und nebeneinander Karriere gemacht. Im Präsidentschaftswahlkampf behaupteten sie ihre jeweilige Autonomie. Doch die ungeklärte Frage von Konkurrenz und Kooperation sollte fatale Folgen haben. Die Niederlage von Madame Royal stand gerade erst fest, da gab sie per Presseerklärung ihrem Lebensgefährten den Laufpass und kündigte an, sie wolle ihn als Parteivorsitzende ablösen.

Auch Cécilia und Nicolas Sarkozy haben aus ihrer Ehe politisches Kapital zu schlagen versucht. Als Madame Monsieur im Sommer 2005 mit einem Werbemanager vorübergehend verließ, galt der als knallharter, völlig emotionsfreier *Law and Order*-Mann. Dieses Image war Stärke und Schwäche des Nicolas Sarkozy zugleich. Sein Machogehabe und seine rüden Äußerungen über die Banlieus zum Beispiel hatten ihm Zuspruch im rechten Spektrum der Wählerschaft eingebracht, aber damit allein war die Wahl nicht zu gewinnen. Die Geschichte vom gehörnten Ehemann gab ihm Gelegenheit zur Image- diversifizierung. Kaum waren die Bilder von Cecilia und ihrem Liebhaber veröffentlicht, da trat auch schon der Präsidentschaftskandidat traurig, bescheiden und ohne den sonst üblichen Ehering im Fernsehen auf und bekannte fast weinend, er und seine Frau hätten Schwierigkeiten wie sie in jeder französischen Ehe vorkämen. Als Madame dann wieder zurück kam, wurde auch das im Fernsehen zele-

briert. Diesmal war der Ehering wieder da, wo er hingehörte.

Doch auch das war lediglich eine Inszenierung für die Medien. »Ich habe meine Pflicht erfüllt«, sagte Cécilia Sarkozy im Oktober 2007, als bekannt wurde, dass das Paar bereits geschieden war, sich aber darauf geeinigt hatte, die Fassade aufrechtzuerhalten bis der neue Präsident sicher im Sattel sitzt. Es war kein Zufall, dass die Scheidung ausgerechnet am Tag des ersten großen Streiks gegen den Präsidenten bekannt gegeben wurde. Als Sarkozy dann Anfang Dezember nach dem pompösen Gaddafi-Besuch in Paris sogar bei den eigenen Leuten in Misskredit geriet, setzte er erneut auf seine Regenbogenstrategie und zeigte sich erstmals mit seiner neuen Geliebten Carla Bruni in der Öffentlichkeit. »Die Sache mit Carla« sei ernst, er werde die schöne Italienerin demnächst heiraten, verriet Sarkozy. Seitdem bieten der kleine Präsident und das einstige Model der stauenden Öffentlichkeit ein Programm, das mit den Containershows des Krawallfernsehens verglichen werden kann, das Vertrauen in die Politik aber eher schwinden lässt.

Wenn es den Europäern bislang auch noch nicht gelungen ist, das Modell Clinton/Kirchner zu kopieren, so deuten doch einige Indikatoren darauf hin, dass auch in Europa die Chancen für eine Politik, die sich als Familienunternehmen versteht, steigen. Dazu zählt der dramatische Rückgang der Parteimitgliederzahlen, die Restrukturierung der Parteien zu Transmissionsriemen ihrer Führungen und die daraus resultierende Abnahme innerparteilicher Partizipation. An Parteiversammlungen nehmen immer weniger Menschen teil, es entstehen intime Kreise, in denen man sich kennt und unter sich bleibt. Warum also diese Entwicklung nicht radikalisieren und die Intimität zum Produktivfaktor machen? Das ergibt zwar kein Optimum der Elitenrekrutierung, aber davon ist das real existierende Parteiwesen auch weit entfernt.